

David Halperin
Der Tag, an dem das UFO
vom Himmel fiel



GOLDMANN

Lesen erleben

David Halperin

Der Tag, an dem das UFO
vom Himmel fiel

ROMAN

Ins Deutsche übertragen
von Jörn Ingwersen

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Journal of a UFO Investigator« bei Viking Penguin,
a member of Penguin Group (USA) Inc., New York.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011 by David Halperin

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

eISBN 978-3-641-10045-2

www.goldmann-verlag.de

INHALT

- I. Folge dem Mond 7
- II. Super Science Society 61
- III. Miami Airport 109
- IV. Moonlight Bay 161
- V. Ein Wallfahrtslied 217
- VI. Rochelles Geschichte 239
- VII. Der Schrei 293
- VIII. Das Brennen 343
- IX. Deine Zunge kühlen 363

I.
Folge dem Mond

(Januar 1966)

KAPITEL 1

Das UFO fiel in der Nacht des 20. Dezember 1962 vom Himmel, kurz nach meinem dreizehnten Geburtstag. An dieses Ereignis kann ich mich nach mittlerweile über drei Jahren immer noch sehr gut erinnern. Die Umstände allerdings sind in meiner Erinnerung größtenteils verschwommen.

Zum Beispiel könnte ich nicht mehr sagen, was ich an diesem Abend gemacht hatte. Vermutlich kam ich von irgendwo nach Hause, vielleicht von einer Verabredung. Ich sehe mich noch vor unserem Haus stehen, auf dem Rasen, nicht weit vom Gehweg, bereit hineinzugehen und doch mit starrem Blick zum Himmel. Es war sehr kalt, und es muss spät gewesen sein, bestimmt schon nach 22 Uhr. Der Orion stand über dem Haus, hoch am südlichen Himmel, Sirius nicht weit darunter, etwas östlich. Alle Sterne waren ungewöhnlich klar, ihre Farben deutlich auszumachen. Ich erkannte das Rot der Beteigeuze, das eisblaue diamantene Glitzern des Sirius. Vom Mond war nichts zu sehen. Das Objekt tauchte im Osten auf. Ich weiß gar nicht, wieso es mir auffiel. Ich war nicht überrascht, als ich es sah. Seit zwei Monaten war ich nun schon UFO-Forscher, seit Ende Oktober. Ich wusste, dass es diese Dinger gab, wenn ich nur lange genug nach ihnen Ausschau hielt.

Es war scheibenförmig und schillerte tiefrot. An den Rändern dunkler als in der Mitte. In etwa doppelt so groß wie der Mond, wenn man ihn denn hätte sehen können. Es bewegte sich gemächlich westwärts, in meine Richtung, verdeckte dabei kurz den Blick auf die Sterne, die es passierte.

Mein Fotoapparat lag in meinem Zimmer, in der dritten Schublade meiner Kommode. Das Fernglas meines Vaters stand auf einem Regal in seinem Arbeitszimmer. Ich war hin- und hergerissen, ob ich ins Haus rennen und beides holen sollte, denn ich wusste, dass das Ding vielleicht nicht mehr da sein würde, wenn ich wieder herauskam. Allerdings vermutete ich, dass es sowieso nicht auf Film zu bannen wäre. Während ich also dastand und versuchte, eine Entscheidung zu fällen, hielt es direkt über unserem Haus an.

Ich weiß nicht, wie lange es so regungslos am Himmel schwebte. Ich hatte überhaupt nicht daran gedacht, auf die Uhr zu sehen. Plötzlich taumelte es abwärts, wie ein fallendes Blatt, als wollte es auf mir landen – oder abstürzen. Ich versuchte wegzulaufen, doch meine Beine blieben, wo sie waren. Sie kribbelten, als stünden sie unter Strom, so wie es am ganzen Körper kribbelt, kurz bevor es blitzt. Oder wenn ein Albtraum beginnt.

Meine Knie gaben nach. Ich prallte auf die gefrorene Erde mit ihrem winterbraunen Gras, im Licht der Scheibe blutrot schimmernd. Wie ein verdrehtes S lag ich da, mit dem Gesicht nach oben. Die Scheibe – massiv, schwer, größer als ein Bus oder sogar als ein Güterwagen – schwebte bebend abwärts, gut hundert Meter über mir. Ihr purpurrotes Glühen pulsierte, verdunkelte sich langsam, um dann abrupt hell aufzuleuchten. Sie verschlang den ganzen Himmel.

Wenigstens konnte ich meine Hände bewegen.

Ich tastete in der Hosentasche nach meinem Schlüsselbund, bekam den dreieckigen Metallanhänger zu fassen – den Delta-Sender. Ich drückte darauf ...

Die Scheibe hielt an. Hing in der Luft.

Nicht wegen des Delta-Senders. Das konnte eigentlich nicht sein. Doch nach wenigen Sekunden spürte ich das Ding in meiner Hand vibrieren, und ich wusste: Es funktioniert, genau wie Jeff

Stollard und ich es uns vorgestellt hatten. Jede Moment konnte ich zu Tode gequetscht werden. Aber nicht lautlos.

Und die Scheibe ...

»Danny!«

... sprach zu mir. An ihre Worte kann ich mich nicht mehr erinnern. Womöglich waren es gar keine Worte, sondern nur Ahnungen, Bilder oder vielleicht Empfindungen, die in meinem Kopf entstanden ...

»Danny!«

Die Tür geht auf. Sie kommt herein.

Meine Mutter. Sie stützt sich auf die Kommode gleich neben meiner Zimmertür, schwer atmend von der Anstrengung, weil sie zehn Meter gelaufen ist.

»Ich habe geklopft. Hast du mich denn nicht gehört?«

»Nein«, lüge ich. Obwohl es eigentlich keine echte Lüge ist. Ich habe ihr Klopfen zwar gehört, aber nicht so richtig, genau wie ich sie jeden Tag sehe, aber nie so richtig. Und im Moment sehe ich sie eigentlich gar nicht. Das einzige Licht im Raum kommt von meiner Schreibtischlampe. Meine Mutter steht jenseits davon im Dunkeln.

In ihren Pantoffeln kommt sie zu mir herübergeschlurft. Diese Pantoffeln trägt sie immer.

»Danny. Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

Ich schiele auf die letzten Worte, die ich geschrieben habe – *Bilder oder vielleicht Empfindungen, die in meinem Kopf entstanden*. Mit der Hand verdecke ich das Blatt. Ein Fehler; dadurch habe ich ihre Neugier erst geweckt. Ich sehe auf meine Armbanduhr. »Ungefähr halb zwölf«, sage ich.

»Fast Viertel vor zwölf.«

»Elf Uhr siebenunddreißig«, korrigiere ich sie.

»Du hast morgen Schule. Das weißt du doch.«

»Ja, ich weiß.«

Sie bleibt beharrlich: »Die Weihnachtsferien sind vorbei.«

Allerdings, das weiß ich nur zu gut. Schon wieder Januar. Mit dem Wecker noch vor Sonnenaufgang aus dem Bett, dann mit dem Bus durch den tristen, grauen Morgen zur Schule. Dabei das lesen, was ich am Abend zuvor nicht geschafft habe. Dann von Stunde zu Stunde schleppen, von Langeweile zu Langeweile, die Augen schwer von all dem Schlaf, der mir fehlt. Elfte Klasse. Letzten Monat bin ich sechzehn geworden.

Sie steht neben mir, stützt sich auf meine Lehne, berührt mich mit den Fingern an der Schulter. Ich beuge mich vor. Es macht mich nervös, wenn meine Mutter mich anfasst. Ich rieche die säuerliche Krankheit ihres Körpers. Ich drehe mich nicht um, aber ich sehe sie vor meinem geistigen Auge: spindeldürre Glieder, ausgemergeltes Gesicht. Ihre dicke Cat-Eye-Brille mit den tränenförmigen Gläsern. Ich trage auch eine Brille.

»Was schreibst du?«

»Ach ... was für den Englischunterricht.«

»Englisch war mein bestes Fach«, sagt sie.

Als sie auf der Highschool war, vermute ich. Englisch ist auch mein bestes Fach. Die Lehrer sagen, wenn ich schreibe, klinge ich fast wie ein Erwachsener.

»Eine Geschichte?«, fragt meine Mutter, beugt sich über mich und versucht zu lesen, was ich geschrieben habe.

»Mehr oder weniger. Wir sollen ... eine Art Tagebuch schreiben.« Ich denke mir etwas aus. »Über jemanden, der wir sein könnten.«

»Eine Geschichte«, sagt sie, als sei das daraus zu schließen. Als würde sie mich noch immer in- und auswendig kennen, von Kopf bis Fuß, wie damals, als ich noch klein war.

Aber dies ist keine Geschichte. Und es hat rein gar nichts

mit irgendwelchen Hausaufgaben zu tun. Wenn ich eine Geschichte schreibe, kenne ich die Wendungen schon vorher. Ich weiß, wie sie ausgehen wird. Dieses ... Tagebuch – so könnte man wohl sagen – kommt von einem Ort, den ich noch nicht kenne, und es entfaltet sich in mir, Stück für Stück, sodass ich nie über die nächste Falte hinaussehen kann.

»Du weißt, dass es Daddy aufregt«, sagt sie.

»Was regt ihn auf?«

»Dass du die halbe Nacht wach bist. Abend für Abend.«

Und nie mal mit Mädchen ausgeht wie ein richtiger Junge. Ich weiß, wie mein Vater denkt. Sechzehn – in dem Alter sollte man mit Mädchen ausgehen. Ich gehe nicht mit Mädchen aus, also bin ich sonderbar. Anormal. Nicht wirklich sein Sohn. Ich beschäftige mich mit UFOs, das macht mich seltsam. Ich besasse mich auch mit der Bibel, das macht mich noch seltsamer. Er hat keine Ahnung, was ich durchzustehen habe.

Sie aber auch nicht, obwohl sie meistens netter zu mir ist. Ich taste mit der Hand nach meiner Brieftasche. Sobald Mutter weg ist, werde ich sie hervorholen und mir die Karte ansehen.

»Danny!«

Seine ärgerliche Stimme kommt aus dem Arbeitszimmer.

»Was ist, Dad?«, rufe ich zurück.

»Wie lange willst du denn noch aufbleiben?«

»Vielleicht noch eine halbe Stunde.«

Ich höre ihn vor sich hin grummeln. Ich höre alles, was in diesem Haus vor sich geht – in dieser kleinen Pappschachtel, in der wir drei wohnen, die Zimmer dicht gedrängt, ohne Türen, bis auf die Schlafzimmer und das Bad. Vor zehn Jahren sind wir hier eingezogen, nach dem Herzinfarkt, weil in diesem Haus alles ebenerdig ist. Meine Mutter kann keine Treppen steigen.

Sie nickt mir zu, als wollte sie sagen: Hast du gehört? Eine halbe Stunde. Du hast es versprochen.

Kommt diese Geschichte – dieses Tagebuch oder was es auch sein mag – aus irgendeiner UFO-Welt? Einer alternativen Wirklichkeit, in der ich immer noch Danny Shapiro bin und Jeff Stollard und Rosa Pagliano immer noch die Menschen sind, die sie in meinem Leben waren? In der wir Dinge sagen, Dinge tun, Dinge erleben, die jenseits der normalen Realität Gewicht haben?

Möglich wäre es. Ich habe Artikel über Automatisches Schreiben gelesen, über Hexenbretter und Kommunikation unserer Seelen mit dem Jenseits. Die meisten Artikel sind unglaubwürdig. Diese Leute sind doch Spinner. Ich bin ein wissenschaftlicher Ufologe. Wenn wir das Rätsel der Flugscheiben lösen wollen – was wir zweifellos tun werden, wenn wir nur dranbleiben und die Idioten ignorieren, die uns auslachen –, dann durch wissenschaftliche Forschung und Analyse. Nichts anderes.

Die Bilder stiegen heute Nachmittag in mir auf, als ich mit dem Schulbus nach Hause fuhr. Fast kam ich mir vor wie in einem Traum, aber ich weiß genau, dass ich wach war. Die Lieder der anderen Jungs, ihr Spott, ihr wieherndes Gelächter über Witze, die ich nicht so ganz verstand, umgaben mich wie Wasser eine Luftblase. Es war, als erinnerte ich mich an etwas, das ich schon lange wusste, woran ich jedoch seit Jahren kaum gedacht hatte.

... Bilder oder vielleicht Empfindungen, die in meinem Kopf entstanden. Und während ich mich an der Erleichterung freute, dass ich nun doch nicht zermalmt werden würde, dachte ich gleichzeitig darüber nach, wie bemerkenswert es doch war, dass sich diese Scheibe, dieses außerirdische Flugobjekt, zu mir herabließ wie

eine Spinne an ihrem Faden, um dann mit meinem Verstand zu kommunizieren ...

Meine Mutter geht zu Bett. Ich höre sie durch die Wand zwischen ihrem Schlafzimmer und meinem.

Das Objekt stieg auf, erhob sich wieder in den Himmel, schrumpfte zur Größe eines Silberdollars, den man auf Armeslänge hielt. Dann ein Vierteldollar. Dann zehn Cent. Es entfernte sich, setzte seinen Flug westwärts fort, bis es in der Ferne verschwand ...

Meine Hand hört auf zu schreiben, ganz von allein. Mein Verstand beobachtet nur sprachlos staunend, was geschieht. Ich lege meinen Füller weg. Ich weiß, ich kann es nicht erzwingen. Ich zücke meine Brieftasche, und da ist die Karte, versteckt hinter dem vorläufigen Führerschein, der gestern mit der Post kam.

DIE UFO-FORSCHER

Dem Mitglied _____
werden hiermit alle erforderlichen Rechte gewährt.

Unterschrift _____
Hauptquartier OR9-3781, OR8-0496

Die erste Telefonnummer war meine. Die zweite – »ORegon 8-0496« – war früher mal Jeff Stollards. Ist sie immer noch, nur dass jetzt alles Ziffern sind. In der achten Klasse und im Sommer davor waren wir beste Freunde. Damals schrieben wir gemeinsam unser Referat über UFOs. Wir waren völlig fasziniert und sicher, dass wir so lange daran weiterarbeiten wollten, bis wir hinter das Geheimnis gekommen waren, um dann ein Buch darüber zu schreiben. Was sind UFOs? Wo kommen sie

her? Kommen sie, um uns zu helfen oder um uns zu erobern und zu vernichten? Ich suche immer noch nach Antworten. Jeff ist es inzwischen egal.

Weihnachtsferien in der achten Klasse – kurz vor Sylvester 1963. Ich lief die anderthalb Meilen zu Jeffs Haus. Es hatte geschneit, war inzwischen aber sonnig und etwas wärmer, die Bürgersteige voller Schneematsch. Jeff und ich haben die Mitgliedskarten selbst gemacht, mit seiner Spielzeugdruckerei, und nach den Ferien haben wir unseren Club im Unterricht präsentiert. Rosa Pagliano kam schnurstracks auf mich zu und erklärte mir, dass sie mitmachen wollte. Mir. Nicht Jeff.

Wo sie auch sein mag – ob sie die Karte noch hat, die ich für sie unterschrieben habe?

Ich kann mir gut vorstellen, dass Jeff seine längst weggeworfen hat.

Aber ich habe meine noch, geknickt und abgewetzt nach drei Jahren in der Brieftasche. Auf der Rückseite ist das Herz, das ich damals gemalt habe, ein Pfeil geht mitten hindurch. Darin steht *DS & RP*. Ich habe mir vorgenommen, die Karte diesmal umzudrehen, mir das Herz anzusehen und meine alten Träume wachzurufen. Ich kann nicht. Es tut noch zu weh.

DS könnte *Dummer Spinner* bedeuten, aber auch *Danny Shapiro*.

Ich wünschte, ich hätte meine Initialen komplett aufgeschrieben – *DAS*.

Das *A* steht für Asher – der Großvater meiner Mutter, der noch in der alten Heimat gestorben ist. Deshalb lese ich die Bibel, damit ich den alten Mann verstehen kann, dem ich nie begegnet bin, und weil ich herausfinden will, wieso ich seinen Namen trage. Ich glaube nicht an Gott. Ich bete, wenn ich verzweifelt bin: *Bitte, lieber Gott, mach, dass es für mich noch nicht*

zu spät ist. Zu spät, um ... normal zu sein. Um auf Partys eingeladen zu werden, Freunde zu haben und eine Freundin, um tief in mir zu spüren, dass ich nur ein halber Mensch war und jetzt ganz bin, ohne Hunger, ohne Durst ...

Das ist mein einziges Gebet. Ich greife nur selten zu solchen Mitteln. Ich weiß ja, dass keiner zuhört.

Ich erforsche UFOs, weil sie – im Gegensatz zu Gott – real sind und man sie sehen kann.

»Danny!«

Inzwischen klingt mein Vater lauter, ärgerlicher. Wie wäre es, in einem Haus zu leben, in dem es manchmal auch still und dunkel ist, in dem die Eltern ausgehen und ich allein sein könnte? Aber meine Mutter ist zu krank. Wir gehen nur noch als Familie aus, um die jüdischen Feiertage mit meiner Großmutter zu verbringen. Bevor bei uns eingebrochen wurde, haben wir kaum die Haustür abgeschlossen. Meine Mutter war – sie *ist* – immer zu Hause.

»Ja, Dad?«

»Würdest du jetzt endlich das verdammte Licht ausmachen und schlafen gehen? Verflucht noch mal, es ist schon nach Mitternacht!«

Und eben erst habe ich den Füller in die Hand genommen. Ich weiß, dass ich Angst haben sollte. Nicht davor, dass er mich verprügelt, wenn er hereinstürmt. Das hat er noch nie getan. Eher vor seinem blinden Zorn, den bitteren Worten, die wie Lava brennen, sodass ich danach versengt, trostlos und verzweifelt bin und nicht schlafen kann, weil ich hinzunehmen versuche, wie wir drei zusammenleben. Vor allem aber, weil er mich und alles hasst, wofür ich stehe.

Ich fahre mit der freien Hand über mein Gesicht. Keine Pickel, zumindest keiner, der reif genug wäre, um aufgestochen

zu werden. Zum Äußersten wird es heute Nacht also nicht kommen. »Ja, Dad«, rufe ich. »Eine Minute noch.«

Es wird weit mehr als eine Minute werden. Ich kann nicht anders. Es fließt wieder, kommt aus meinem Füller und wird mich – wenn ich folgen kann – an den Ort der Wahrheit führen, ins Herz aller Geheimnisse ...

Zitternd – vor Kälte, vor Todesangst, die über mir geschwebt hatte und nun fort war, zumindest vorerst – richtete ich mich auf. Ich bürstete Dreck und Gras von meinem dicken Mantel. Ich tastete in meiner Tasche nach den Schlüsseln und schloss die Haustür auf.

Drinnen war es dunkel ...

... und totenstill, bis auf das Telefon an der Küchenwand, das laut und beharrlich klingelte. Es hatte schon geklingelt, als ich die Tür aufmachte. Meine Armbanduhr zeigte 23:37 Uhr.

»Hallo?«

»Danny! Alles okay bei dir?«

Jeff Stollard. Schwer atmend drückte ich den Hörer an mein Ohr. »Hätte mich fast zerquetscht«, sagte ich, sobald ich wieder sprechen konnte.

»Was? Was hat dich zerquetscht? Wovon redest du?«

Meine Eltern schienen nicht zu Hause zu sein. Zum Glück. Fast konnte ich meinen Vater hören: *Wissen deine Freunde denn nicht, dass man nicht mitten in der Nacht anruft ...?* Aber er war nicht da und meine Mutter auch nicht. Jeff und ich konnten ungestört reden, so lange wir wollten. Wie im letzten Sommer, zwischen der siebten und achten Klasse, als wir zwei Abende die Woche mit unseren Rädern losfuhren, und wenn wir nicht mehr konnten, schoben wir die Räder, keine Eltern weit und breit, bis wir alles besprochen hatten, was wir begreifen wollten. Meistens Religion. Inwiefern er sich als Baptist von mir unterschied. Inwiefern ich mich von fast allen in der Schu-

le unterschied. Was mit uns passiert, falls denn überhaupt irgendwas passiert, nach dem Tod.

»Also hast du das Signal bekommen?«, fragte ich.

»Ich sage doch, es funktioniert.«

Noch immer hielt ich meine Schlüssel in der Hand, mit dem Delta-Sender daran. Der Sender lag in meiner Handfläche. Ich fuhr mit dem Daumen darüber. Zwei kleine Dreiecke aus Blech, die Ecken rundgedengelt und zusammengelötet, die Drähte dazwischen eingeklemmt. Es tat mir weh, wenn ich den klumpigen Lötzinn ertastete, wenn ich mich erinnerte, wie der LötKolben in meiner Hand gezuckt und gezittert hatte. Jeffs war besser geworden, glatter. In Metallwerken war er schon immer besser als ich.

»Aber was war der Notfall?«, fragte er.

Ich versuchte, es ihm zu sagen. Meine Zähne klapperten. Ich musste erst ein paar mal Luft holen, bevor ich weiterreden konnte.

»Holla«, sagte er. »Willst du mir erzählen, dieses Ding ist tatsächlich gelandet?«

»Nein, es ist nicht gelandet! Mein Gott, wenn es gelandet wäre ...«

»Ich bin nicht dein Gott, Danny.«

»Mann, ich meinte doch nur ...«

»Ich meinte nur, du sollst den Namen des Herrn nicht missbrauchen!«

»Ich wäre zerquetscht worden wie ein Käfer!«, schrie ich und merkte, dass ich den Hörer anspuckte. Ich spürte, dass ich mir Strafpunkte einhandelte, durchs Telefon, weil ich hysterisch wurde. »Es kam auf mich herab«, sagte ich. »Und ... und ...«

»Und?«

»Es hat zu mir gesprochen.«

»Wirklich? Was hat es gesagt?«

Ernst gemeinte Frage? Sarkasmus? Jeff beherrscht beides, und normalerweise merkt man ihm nicht einmal an, was es ist.

»Bis zur Samung«, sagte ich.

»Zur *Samung*?«, wiederholte er.

Er buchstabierte das Wort, und ich bestätigte. *Samung*. Und wunderte mich, wie ich vergessen konnte, was die Scheibe gesagt hatte, und wo das Wort nun plötzlich herkam.

»Was soll das denn heißen?«, fragte er.

Ich konnte nicht sagen, ob er lachen oder mir den Teufel austreiben würde, ob er mich einmal mehr zum Konvertieren bewegen wollte, damit ich nicht in der Hölle lande, wenn ich sterbe. »Bis zur Samung«, wiederholte ich und spürte das elektrische Kribbeln, das durch meine Beine und meine Oberschenkel aufstieg. Meine Hand zitterte so sehr, dass ich kaum den Hörer halten konnte.

»Es flog nach Westen«, sagte ich. »Richtung Braxton.«

Er antwortete nicht, und ich wusste, was er dachte. Rosa Pagliano wohnt in Braxton. Würde die Scheibe auch über ihrem Haus schweben? Würde sie zu Rosa herunterkommen und mit ihr sprechen? Sie mitnehmen? Ich dachte daran, wie sie mich im Musikunterricht angelächelt hatte, als alle dieses Lied sangen: *And I'll not marry at all, at all, and I'll not marry at all ...* Und da fing ich erst richtig an zu zittern.

»Meinst du ... du weißt schon ... sollte ich Rosa anrufen? Ihr Bescheid sagen? Dass sie rausgehen soll? ... Vielleicht sieht sie es auch ...«

»Das wirst du nicht tun«, sagte Jeff.

»Sei nicht gleich sauer ...«

Doch er hatte aufgelegt. Ich stand da, mit dem Hörer in der Hand und fühlte mein Herz laut schlagen, wie in sentimentalen Büchern manchmal. Nur war es real, sehr unangenehm, und ich wollte, dass es aufhörte, ich wollte wieder so sein wie

vor der Begegnung mit dem UFO, bevor ich wusste, dass es im Himmel noch anderes gibt als Mond und Planeten und Sterne, Flugzeuge und Vögel, das Normale eben, was Kinder so kennen. Ein-, zweimal hörte ich meinen Vater schreien: *Könntest du endlich das verdammte Licht ausmachen und schlafen gehen?* Es war wohl nur Einbildung. Mein Vater war nicht mal zu Hause. Ich konnte ihn nicht murmeln hören, im Schlaf, in seinem Bett, das er ins Arbeitszimmer gestellt hatte, weil er es nicht mehr ertrug, neben meiner Mutter zu liegen – und Licht hatte ich ganz bestimmt nicht angemacht. Ich legte den Hörer auf die Gabel. Nach ein paar Minuten nahm ich ihn wieder in die Hand. Mit zitternden Fingern wählte ich Rosa Paglianos Nummer.

KAPITEL 2

Neunundzwanzig Tage später wurde bei uns eingebrochen. Freitagnacht, 18. Januar 1963. Ich war mit meinen Eltern zu meiner Großmutter nach Trenton gefahren, um bei ihr zu Abend zu essen und den Sabbat zu ehren, den sie nach wie vor traditionell beging, auch nachdem mein Großvater gestorben war und noch lange nachdem mein Vater und sogar meine Mutter dergleichen aufgegeben hatten. Von Kellerfield, Pennsylvania, wo wir wohnen, dauert die Fahrt etwa zwanzig Minuten.

Um kurz nach elf kamen wir zurück. Mein Vater ging zuerst ins Haus.

»Okay«, sagte er. »Wer von euch beiden hat die Tür offen gelassen, damit alle Welt hier reinspazieren und sich bedienen kann?«

Ich war es nicht gewesen. Bevor wir losfuhr, hatte ich

meiner Mutter zum Auto geholfen. Sie trug zwei Pullover und ihren dicksten Wintermantel und war gegen die kalte Nachtluft noch zusätzlich in eine Decke gewickelt. Ich hatte aufgepasst, dass sie nicht auf den vereisten Stellen am Carport ausrutschte. Mein Vater schloss hinter uns ab. Oder offenbar nicht.

Darauf wollte ich gerade hinweisen, doch dann knipste mein Vater das Küchenlicht an, und wir hatten anderes zu tun, als die Frage zu klären, wer schuld war.

Meine Mutter blickte sich um, stieß einen kraftlosen Schrei aus und schlurfte davon, so schnell sie konnte. »Das kann ich mir nicht ansehen!«, hörte ich sie sagen. Die Küche war durchsucht worden. Wir trauten uns gar nicht nachzusehen, was die Einbrecher im Wohnzimmer angerichtet hatten, und folgten meiner Mutter ins Schlafzimmer. Hier sah es genauso aus wie in der Küche: alle Schubladen offen, der Inhalt auf dem Boden ausgekippt. Sie brach auf ihrem Bett zusammen, schluchzend, jammernd.

»Wissen die denn nicht, dass ich krank bin?«, presste sie zwischen den Schluchzern hervor.

Diebe sollten doch wissen, dass man ins Haus einer kranken Frau nicht einbricht. Mein Vater stand da und sah sie an, schüttelte den Kopf, mit angewidertem Ausdruck auf seinem markanten Gesicht, als wäre es ihm ein Rätsel, wie ein Einbruch eine solche Reaktion auslösen konnte. Oder vielleicht war ich der Angewiderte. Eilig lief er zum Küchentelefon, um Sy Goldfarb, unseren Hausarzt, anzurufen und zu fragen, was wir tun sollten, falls meine Mutter deshalb wieder einen Herzanfall bekam. Währenddessen ging ich in mein Zimmer, um nachzusehen, was dort fehlte. Und zuerst war ich erleichtert.

Meine Schubladen waren wie die meiner Mutter auf dem Boden ausgekippt, allerdings schien es, als fehlte kaum etwas.

Später, als sich die Lage beruhigt hatte, machten wir eine Inventur und stellten fest, dass so gut wie nichts gestohlen worden war. Die Einbrecher hatten sogar den Fernseher im Wohnzimmer stehen lassen, den jeder normale Dieb mitgenommen hätte. Es war nicht ganz klar, wie sie hereingekommen waren. Mein Vater blieb dabei, dass er die Tür abgeschlossen hatte, und keines der Fenster war eingeschlagen.

Einzig und allein meine Aktentasche hatten sie mitgenommen, aus meinem Schrank, mit meinen UFO-Akten darin – mit dem Bericht über meine UFO-Sichtung letzten Monat und den ersten drei Kapiteln des Buches, an dem Jeff Stollard und ich gemeinsam schrieben.

»Dann können sie jetzt also lesen, was du über sie geschrieben hast«, sagte Jeff. Er reichte mir ein Bündel von zerknittertem, verschmiertem Luftpostpapier, auf dessen erstem Blatt oben *DRITTES KAPITEL: DREI MÄNNER IN SCHWARZ* geschrieben stand. Ich hatte lange an diesem Kapitel gearbeitet. Gut, dass ich einen Durchschlag gemacht und ihn separat vom Original aufbewahrt hatte.

»Jeff, ich hab dir doch gesagt, dass es nicht die drei Männer waren.«

»Sagst du.«

»Sagt die Polizei.«

Acht Tage waren seit dem Einbruch vergangen. Es war der letzte Samstag im Januar – die Sonne eben aufgegangen, der Himmel ein makellooses Blau, doch windig und kalt, dass meine Finger in den Handschuhen froren. Jeff und ich waren beim Einkaufszentrum von Kellerfield, saßen im Bus, der gleich nach Philadelphia abfahren würde. Die Polizisten waren zu uns nach Hause gekommen, hatten vergeblich Fingerabdrücke gesucht, ihre Formulare ausgefüllt und waren wieder ge-

gangen. Meine Mutter konnte fast schon wieder die ganze Nacht durchschlafen. »Da sind ja die Bobbsey-Twins«, sagte der Busfahrer, als wir an Bord kletterten und ihm unsere Dolarscheine hinhielten, damit er uns das Wechselgeld rausgab. »Wir sind keine Zwillinge«, sagte Jeff. »Nicht mal Brüder.« Wir beide sehen uns schon sehr ähnlich – die gleiche dicke Hornbrille, die gleiche stille, reservierte Art. Aber Jeff ist ein paar Monate älter und kräftiger gebaut. Seine Augen sind blassblau, meine braun. Meine Haare sind auch dunkler als seine. Diese Unterschiede hat er immer sehr betont.

»Die Polizei sagt, dass es nicht die drei Männer waren?«, hakte er nach. »Das hast du sie gefragt? Mit diesen Worten?«

»Nein, natürlich nicht ...«

Der Fahrer legte den ersten Gang ein, und wir waren unterwegs. Wieder mal zur Recherche in die Bibliothek von Philadelphia, wie so oft, doch heute mit einem Unterschied, mit dem ich mich nicht recht wohl fühlte. Oder besser, mit dem ich mich verdammt *unwohl* fühlte.

»Jeff, bist du sicher, dass der Bus in Braxton hält? Vor zwei Wochen hat er es nicht getan.«

»Die haben eine Haltestelle hinzugefügt. Um den Service zu verbessern. Du kannst ja ihn fragen«, er deutete auf den Fahrer, »wenn du mir nicht glaubst.« Doch der Fahrer beugte sich übers Steuer, lenkte den Bus auf den Highway nach Philadelphia. Ich klappte meine neue Aktentasche auf, den Ersatz für die gestohlene, und legte das Kapitel über die drei Männer in Schwarz hinein.

Jeff saß vor mir. Wir hatten beide unsere Bänke für uns allein, denn außer uns war kaum jemand im Bus. Bald, wenn wir nach Braxton kamen, säße er nicht mehr allein auf seiner Bank. Ich dagegen schon. »Das habe ich auch durch«, sagte er und reichte mir ein schmales graues Buch, auf dessen Um-

schlag *Fliegende Untertassen und die Drei Männer* – Albert K. Bender stand. »Dem glaube ich kein Wort.«

»Ich auch nicht.«

»Ja, dachte ich mir schon«, erwiderte er und grinste, als hätte ich etwas Lustiges gesagt. Ich blätterte darin herum, sah meine Randnotizen. Es war Albert Benders Insiderbericht, gerade veröffentlicht. Doch es stand fast nur Unsinn darin. Wenn man mich fragte, war das Buch selbst Teil der Täuschung.

Denn es hatte tatsächlich drei Männer in schwarzen Anzügen gegeben. Das war dokumentiert. Zum ersten Mal tauchten sie 1953 auf, in Bridgeport, Connecticut. Bender, ein international bekannter UFO-Forscher, war über das Geheimnis der fliegenden Untertassen gestolpert und wollte es veröffentlichen. Da klopfen die drei Männer bei ihm an. Danach war er zu krank, um zu essen, zu verstört, um zu sprechen.

»Und jetzt kommen sie dich holen«, sagte Jeff.

»Die waren es nicht. Das hat die Polizei uns gesagt. Sie glauben, es waren Teenager, wahrscheinlich aus Braxton«, denn Braxton war ein älterer Ort, ein ärmerer Ort, den es schon sechzig Jahre gegeben hatte, bevor irgendjemand auf die Idee kam, eine Vorstadtsiedlung namens Kellerfield anzulegen. Aber Rosa Pagliano stammte von dort, hübsch und klug, wie die Rose aus Spanish Harlem in dem Song. »Und diese Studentin hatte auch nichts damit zu tun. Wahrscheinlich war sie an der Temple University, genau wie sie gesagt hat.«

»Klingt ja sehr wahrscheinlich.«

Jeff meinte es nicht ernst. Er glaubte ebenso wenig daran, dass Benders drei Männer in unser Haus eingebrochen waren, wie er glaubte, dass ein UFO aus dem Himmel zu mir herabgekommen war und gesagt hatte: *Bis zur Samung*. Er hätte gelacht, wenn ich ihm erzählt hätte, dass ich dazu übergegangen war, schon frühmorgens unsere Straße nach einem fremden

Auto mit drei Männern abzusuchen, die zurückgekommen waren, um zu beenden, was sie begonnen hatten. Ich stellte sie mir schlank und ungewöhnlich groß vor, wie Schatten im Sonnenuntergang.

»Wenn dieses Mädchen wirklich vom College war«, sagte Jeff, »wieso hat sie dann nicht gesagt, wie sie heißt?«

»Hat sie. Meine Mutter konnte sich nur nicht mehr erinnern.«

»Wir kommen nach Braxton«, sagte Jeff.

Ich sah aus dem Fenster. Er hatte recht. Wir waren vom Highway abgebogen. Musste wohl eine neue Haltestelle auf der Route nach Philadelphia sein. Wettergegerbte Häuser, von denen die Farbe abblätterte, standen auf beiden Seiten der Straße. Die Gehwege waren geborsten und verdreckt.

»Der Einbruch war neunundzwanzig Tage danach«, sagte ich. »Nach meinem Abend mit dem UFO.«

»Und?«

»Das ist fast genau ein Mondmonat.«

»Und?«

Sollte ich ihm von dem Anruf erzählen, den ich bekommen hatte? Zum hundertsten Mal beschloss ich: lieber nicht. Der Bus wurde langsamer. Ein Kribbeln, höchst unangenehm, breitete sich von meinem Unterleib her aus. »Da ist sie«, sagte Jeff.

Da war sie. Wartete neben einem mit Graffiti beschmierten Schild, auf dem »Bushaltestelle« stand, in einem grauen Mantel, der aussah, als sei er nicht für sie gekauft worden – das Mädchen, nach dem Jeff und ich beide verrückt waren. Rosa.

»Rutsch rüber«, sagte sie zu Jeff.

Der Fahrer fuhr los, als hätte er es eilig. Mein Herz, das laut klopfte, seit ich sie an der Haltestelle entdeckt hatte, beruhigte

sich langsam. Sie drehte sich auf ihrem Sitz um, lächelte mich an, und da ging es gleich wieder los.

Rosa mochte mich. Wir waren seit der siebten Klasse befreundet, als sie noch das süße, zierliche Mädchen war, das in Gesellschaftskunde neben mir saß. In der achten Klasse war sie immer noch zierlich, jedoch erblüht. Ich muss nicht erklären, was ich mit »erblüht« meine. Jeff merkte es allerdings vor mir. Ihre braunen Augen waren riesig, ihre Lippen voll, und doch erinnerte mich ihr Gesicht an ein Kätzchen. Vielleicht lag es an ihren Wangenknochen. Ihr honigblondes Haar fiel in Locken um ihre Wangen. Sie wollte keine Mütze tragen, obwohl es so kalt war. Oder vielleicht hatte sie keine.

»Brrr, ist mir kalt! Was meint ihr, Jungs? Wie lange noch?«

»Wie lange noch was?«, sagte Jeff zu ihr.

»Wie lange müssen wir noch mit diesem bescheuerten Bus fahren?«

Ich erinnerte mich, dass sie gesagt hatte, es gäbe Orte auf dieser Welt, die mit dem Stadtbus unerreichbar blieben, und die Fahrkarten seien mit dem Geld fürs Babysitten sowieso nicht zu bezahlen. Jeff fing an, darüber zu reden, dass wir in drei Jahren den Führerschein machen konnten, aber das interessierte sie nicht. Sie wollte, dass wir unser eigenes UFO bauten, um damit herumzureisen. Und zwar sofort.

»Kommt schon, Jungs! Wir schaffen das. Damit ich mir nicht mehr meinen armen Hintern an der Bushaltestelle abfrieren muss.«

Möglicherweise wurde ich bei der Erwähnung ihres Hintern ein bisschen rot. Einmal, in der siebten Klasse, hatte sie im Gesellschaftskundeunterricht, als der Lehrer nicht herübersah, ihr Kleid halb hochgezogen, um mir was zu zeigen ... Doch was ich da dachte, tat mir weh. Und schmutzig war es auch, und ich wollte es nicht denken. »Brrr, ist mir kalt«, sag-

te sie noch einmal. Jeff nahm sie in den Arm und drückte sie an sich.

Bestimmt bin ich röter angelaufen als die Nase von Rentier Rudolph. Ich sah aus dem Fenster, damit Rosa es nicht merkte ... und überlegte mal wieder, ob das Besetztzeichen, das ich an dem Abend mit dem UFO gehört hatte, Jeff gewesen war, der sie anrief.

Ich habe es nie erfahren. Ich wagte nicht zu fragen. Vielleicht war es auch nur Rosas Mutter, die sich bei einem ihrer alkoholisierten »Freier« beschwerte, dass der Unterhalt für die Kinder mal wieder nicht gekommen war.

Aber wahrscheinlich war es Jeff.

Was hat er an diesem Abend zu ihr gesagt? Manchmal liege ich wach, stundenlang, und stelle es mir vor. *Danny hat eine fliegende Untertasse gesehen!*, fing er bestimmt an. *Der arme Danny – was für ein Träumer. Er kann Traum und Wirklichkeit kaum noch unterscheiden!* Dann sein selbstgefälliges Schnauben, und Rosa hätte sicher gelacht.

Oder vielleicht auch nicht. Mehr als einmal hat sie sich für mich eingesetzt, wenn die anderen mich auslachten: wegen meiner Brille, weil ich im Sportunterricht vor mich hin träume, weil ich an den jüdischen Feiertagen in der Schule fehle. Aber woher soll ich es wissen?

Von der Bank vor mir hörte ich etwas, das ich für einen Kuss hielt. Ich zwang mich, nicht hinzusehen, zwang meine Augen, nicht vom hässlichen, verfallenen Braxton abzulasen. Ich fragte mich, wie diese Straßen wohl aussähen, wenn es im letzten Oktober Krieg gegeben hätte. Wenn die Russen nicht nachgegeben und ihre Raketen von Kuba abgezo-gen hätten.

Irgendwie wünschte ich mir fast, es wäre passiert, dann wären wir alle nicht hier. Ich wünschte, ich wäre woanders. Aber

wo, hätte ich nicht sagen können. Nur nicht hier, bei diesen Leuten. In diesem Bus.

Am Montag vor dem Einbruch klopfte ein Mädchen an unsere Tür. Ich war in der Schule, mein Vater bei der Arbeit, meine Mutter eben von der Mittagsruhe aufgestanden, die sie braucht, um ihr Essen zu verdauen. »*Saftig*«, beschrieb meine Mutter das Mädchen. Hübsch, zumindest wäre sie es ohne ihre hässliche, dicke Brille gewesen. Ernsthaft, nannte meine Mutter sie. Ein Bücherwurm – genau wie ich.

Sie erzählte meiner Mutter, sie studiere Soziologie an der Temple und betreibe Feldforschung für ein Schulprojekt über Nachkriegs-Vororte. Meine Mutter machte ihr Tee. Sie setzten sich und redeten.

An diesem Freitagabend – der Einbruch. Zufall? Ich konnte es nicht sagen.

»Okay, Danny«, hörte ich Rosa sagen. »Gib mir mal das Buch da.«

Die halbwinterliche Landschaft, bebaut und doch verwildert, flog draußen vor dem Busfenster vorbei. *Fliegende Untertassen und die Drei Männer* lag auf meinem Schoß. »Ich habe ihr gestern am Telefon davon erzählt«, sagte Jeff grinsend.

Bestimmt plauderten sie stundenlang. Eifersucht, fies und hässlich, ergriff Besitz von mir. Ich verdrängte sie. Jeffs Finger spielten mit einer von Rosas Locken. Sie sah aus, als würde sie die Berührung genießen, doch rückte sie etwas von ihm ab, ganz leicht nur. Ich gab ihr *Fliegende Untertassen und die Drei Männer*. Sie schlug es auf, und fing an, darin zu lesen, eine Seite nach der anderen, bis ich schon überlegte, ob sie das ganze Buch gleich hier im Bus durchlesen wollte.

»*Vorläufige Einschätzung*«, las sie die handschriftliche Notiz auf der Rückseite. »*Bericht ist Schwindel*. Mehr müssen wir

nicht wissen, oder? Zwei ganze Absätze, die beweisen, dass es ein Schwindel ist. Unterschrieben mit Initialen: *DAS*. Wofür steht das *A*, Danny?»

»Asher«, antwortete ich.

»Das war sein Urgroßvater drüben in Polen oder Russland oder wo«, verkündete Jeff.

»Litauen«, sagte ich. »Aber ...«

»Dein Urgroßvater war Rabbi, richtig?«, sagte Jeff. Er lächelte sein starres kleines Lächeln, als wollte er mal wieder irgendeine Stichelei vom Stapel lassen wie etwa, dass meine Augen braun sind, weil ich nur Scheiße im Kopf habe. »Und dein Großvater ist auch Rabbi, oder?«

»*War*«, erwiderte ich. »Er ist gestorben, als ich vier war.«

Aber ich erinnerte mich gut an den Vater meiner Mutter, einen sanften alten Herrn, der auf der Veranda vor dem großen alten Haus in Trenton saß, wo wir wohnten, bis Mutter ihren Herzinfarkt hatte. Er las vergilbte, uralte Bücher auf Hebräisch. »Und er war kein Rabbi«, erklärte ich. »Nur so was wie ein Bibelgelehrter« – als machte das einen Unterschied, als wäre der Enkel eines Bibelgelehrten in Rosas Augen eher von dieser Welt als der eines Rabbis – »Aber, mal ehrlich, Leute. Bitte ...«

»Jetzt kommt eine erheblich kürzere Anmerkung«, sagte Rosa. »Mit anderer Handschrift. *Bin genau derselben Ansicht. JDS*. Also, diese Initialen ... stehen die möglicherweise für ...?«

»Jeffrey Duncan Stollard«, sagte ich. Ich legte die Betonung auf *Duncan*.

Rosa seufzte schwer. Sie klappte das Buch zu und gab es mir zurück, ohne mich anzusehen. Sie legte den Kopf an die Rückenlehne und schloss die Augen. Hatte sie letzte Nacht überhaupt geschlafen? Was hatte ihre Mutter ihr diesmal angetan? Wenn Rosa mir ihre Beine zeigen würde, wie damals

in der siebten Klasse, wären da wieder Spuren dieser Verrückten zu sehen?

Währenddessen redete Jeff und versuchte, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Die drei Männer, die nach Benders Geschichte glutäugige Außerirdische aus einem anderen Sonnensystem waren, hatten ihm eine kleine Metallscheibe gegeben. Er konnte zu ihnen Kontakt aufnehmen, indem er die Scheibe drückte und das Wort *Kazik* sagte, gewissermaßen genau wie unsere Delta-Sender.

»Bender sagt«, Jeff lachte, als könnte Rosa es vielleicht lustig finden, »sie hätten ihn entführt und an Bord ihres Raumschiffs geholt. Dann haben sie ihm angeblich irgendwas ins Hirn implantiert, sodass er jedes Mal diese schrecklichen Kopfschmerzen bekam, wenn er auch nur daran dachte, jemandem zu erzählen, wer sie waren und was sie mit ihm anstellten. Und sollte er *doch* jemals irgendwem davon erzählen ...«

»Ja?«, sagte Rosa mit großen Augen.

»Paff! Er würde sich auflösen!«

»Sein *Körper?*«, fragte Rosa. »Er würde sich einfach *auflösen?*«

... Ich muss aufhören zu schreiben. Ich hätte das alles gar nicht zu Papier bringen dürfen. Mom wird es finden, beim Herumschnüffeln, während ich in der Schule bin. Sie wird lesen, wie ich den Einbruch beschreibe, der zwar stattgefunden hat, natürlich, aber nicht so, wie ich es erzähle ...

Dann würde sie auch erfahren, wie ich über Rosa Pagliano denke, was ich für sie empfinde und mir erträume. Von einer Schickse.

Wird meine Mutter sich, genau wie Bender, einfach auflösen?



David Halperin

Der Tag, an dem das UFO vom Himmel fiel
Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-10045-2

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2012

Nur unsere Träume können uns retten

Der junge Danny Shapiro hat es nicht leicht: Sein Vater behandelt ihn wie einen Fremden, seine Mutter zieht sich in ihre Krankheit zurück, und sein Zuhause vermittelt ihm das Gefühl, eingesperrt zu sein. Doch dann kommt die Nacht des 20.12.1969: Ein UFO fällt vom Himmel – und für Danny ist nichts mehr so, wie es war. Aber hat er das UFO wirklich gesehen? Danny begibt sich auf eine abenteuerliche Reise und trifft dabei nicht nur auf Außerirdische, sondern auch auf ein wunderschönes Mädchen. Dabei vermischen sich Realität und Fantasie so sehr, dass er selbst nicht mehr weiß, in welcher Welt er eigentlich lebt. Aber mehr und mehr begreift er: Er muss erst den Umweg durch seine Fantasiewelt nehmen, um sich dem realen Leben stellen zu können und vielleicht auch ein kleines Stück vom Glück für sich zu erobern ...